

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

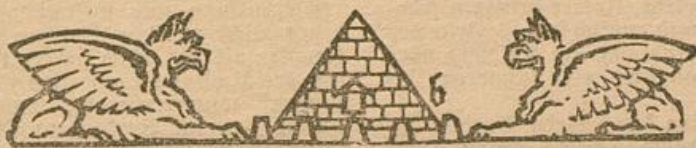
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

22.1.1922 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 4



22. Jan. 1922

Fritz-Walter Henrich / Der Schriftsteller G. E. Lessing.

(Zum 22. Januar 1922.)

In unsern Tagen liegen Fragen und Sorgen vor den Trägern deutscher Kultur, die schon Lessing bewegt haben und die er als erster mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit zu lösen und zu beseitigen gesucht hat. Das Wort: „Ich muß zu meiner Schande gestehen, ich bin nur ein Deutscher“, das in den „Juden“ Christoph zu Lisette sagt, gibt die Stimmung, aus der heraus Lessing Gedanken über die Frage nach dem Recht der Deutschen eine eigene Nation zu sein anstrengte, und schwebt uns heute vor, als fürchteten wir, es einmal aussprechen zu müssen.

Waldemar Dehltke schreibt im Vormort zu seinem Werk über Lessing: „Im ersten Toben des Weltkrieges fehlte die Stimmung für die erneute Aufnahme von Lessings Gedankenfreisinn, und die weltversöhnende Stimme Nathans des Weisen hätte einen ungewollt ironischen Klang gehabt. Heute ist das anders. Die Welt sehnt sich nach dem altvertrauten Verkehr mit ihren geistigen Führern. Warum wir Deutschen von heute Lessing vor allem Dank schulden, sagt am kürzesten Friedrich Rückert in vier Versen:

Er zuerst hat unser Wesen fremder Fessel frei gemacht
Und zu Ehren vor Europas Augen unser Volk gebracht.
Drum, so lang' in uns Gefühl der Ehre, und der Freiheit wach:
Als Befreiers, Ehrenwächters sei, o Lessing, dein Gedacht!

Dr. Ernst Kuntz, ein Karlsruher, gibt in seiner Arbeit „Lessing und der Buchhandel“ die ermittelbaren Daten und Zahlen, die ein Bild von Lessing als Schriftsteller und von seiner Einstellung zu der für die deutsche Kultur allgemein erschwerten Lage seiner Zeit darstellen, in der sich 1748 in Berlin unter neun Buchhändlern vier befanden, die nur französische Ware absetzten.

Soweit die nationale Tat Lessings, die nicht zu trennen ist von der kulturellen, größeren, persönlichen. Er war Schriftsteller und wollte nichts anderes sein. Das flotte Leben in Leipzig hatte es ihm angetan. Er gehörte nicht zu der damals im Verhältnis zu heute nicht minder zahlreichen Klasse von Studenten, die in allen möglichen Stellungen, als Kamuli von Professoren, Liebhaber von Damen und Köchinnen, Informanten, theologische Helfer der Landgeistlichen und Klüster, Musiker, die Unterrichtsstunden schon für sechs Pfennig gaben oder in Orchestern mitwirkten und in Dorfschenken zum Tanz aufspielten, Schreiber, Repetenten, Gelegenheitsdichter, Korrektoren, Werber von Hörer von Professoren, Spieler und Gratulanten ihr Geld verdienten. Er stattete sich vornehm aus, verkehrte in guter Gesellschaft und erlernte die feinen Sitten eines Kavalliers, dem Erfahrung in der Dichtkunst ebenso Ehrensache ist wie in der Liebe. Das war ein Nachklang vom Hofleben um Ludwig den Vierzehnten, im Jahre 1746, in Frankreich; nicht unähnlich dem Günstlingsdasein der Minnesänger im Mittelalter und in seinem Wesen weitab vom deutschen Heldenliedsänger oder vom keltischen Warden, der im 6. Jahrhundert seine Kriegslieder zum Ruhme König Arturs singt, oder gar vom fernen Rhapsoden Homer, dem ersten aller

Berufsdichter. Die Art seines Bestehens als junger, von Freunden umschwärmter, spielerisch arbeitender Anakreontiker liegt viel näher dem heutigen Modedichtertum gewisser ästhetischer, feinnerviger, überspannter Richtungen; ist nicht der ungehemmte Ausdruck eines natürlichen, jungen Vorstellungslbens. Als er die allgemeine Maske, die mit allen Schäden der Zeit behaftet war, abgelegt hat, fühlt er sich nicht mehr als Dichter, sondern ist sich seines Wesens als Berufsschriftsteller bewußt, dessen Kampf ums Dasein er sein Leben lang zu kämpfen hat. Er ist der Ahnherr eines ganz neuen, eigenartigen Berufsstandes geworden. Seit Erfindung des Buchdrucks war das Dasein eines auf geistige Arbeit allein angewiesenen Berufes unmöglich geworden. Man konnte gut leben wohl von der Feder, aber seine Möglichkeit zu leben hängt ab von der Politik, die er treibt. Die Humanisten sehen ihre Tätigkeit nicht als Beruf, sondern mehr als Beschäftigung an. Der erste Schriftsteller, wie man sich einen Schriftsteller denkt, ist Lessing. Erst die Einführung des Urheber-, des Verlagsrechts und beruflicher Vereinigungen haben dem Schriftsteller soziale Berechtigung gegeben. Lessings Gedanken über die Selbstwehr des Schriftstellers haben in seiner Schrift „Projekt für Schriftsteller und Buchhändler“ ihren Niederschlag gefunden. Als er 1748 nach Berlin kommt, hat er den Studenten abgestreift und weiß nicht, welcher Gruppe erwerbender, arbeitender Menschen er nun eigentlich angehört. Bekannt ist auch, wie er später in Hamburg am Markte steht als einer, der Arbeit sucht. Erst der Herzog von Wolfenbüttel sichert ihm seine Lebensstellung. Seine Rezensionen 1745–55 beziehen sich auf fast alle Gebiete des geistigen Lebens und nehmen sich auch der Literatur des Auslandes an.

Seine persönliche Erscheinung und die äußere Gestaltung seines Lebens stehen in vollem Einklang zu einander und bringen ihn uns menschlich nahe, den wir schon genau durch seine Werke kennen.

„Das Tagewerk Lessings war genau geregelt. Um 6 Uhr morgens stand er auf; nur als er am Nathan schrieb, schon um 5 Uhr; seine Stiefkinder pflegte er selbst zu wecken... Er arbeitete dann bis zum Mittagessen, das er um 1/1 Uhr einnahm. Pünktlichkeit auf die Minute war ihm unangenehm. Gegen 9 Uhr nahm er das Abendessen ein, das aus höchstens einem warmen Gang bestehen durfte, und zwischen 10 und 11 Uhr ging er zu Bett. Eine eigentliche Mittagsruhe gab es für ihn nicht. Fest und gesund war sein Nachtschlaf, wenn es auch nicht ganz zutrifft, daß er nie geträumt hat. Bisweilen arbeitete er tagelang gar nicht. — Nur kräftige Hausmannskost kam auf seinen Tisch, wie schon sein Lieblingsgericht verrät: Linsen mit Rauchfleisch. Bei Tisch liebte er besonders wenn Gäste da waren, ein Glas Wein. — Sprudelnder Wis zeichnete ihn aus. Er wußte es freilich so einzurichten, daß er mehr andere zur Unterhaltung anregte, als daß er selbst sprach.“ Daß zur Zeit Lessings die Erzeuger eines schriftstellerischen Werkes meist gar nicht bezahlt wurden, ist nicht erstaunlich, wo

wir heute nicht viel weiter sind. Lessing hat die jederzeit und unter allen Verhältnissen zutreffende Erfahrung, daß nur der unvoranschichtliche Erfolg oder Mißerfolg über die Absatzmöglichkeit eines geistigen Werkes bestimmt, mit seinem Selbstverlagsversuch in Hamburg gemacht, während im selben Jahr 1768 von Hugh Kellys „False delicacy“ in einem Vormittag die ganze Auflage von 3000 Exemplaren verkauft war und von Beaumarchais' Memoiren in zwei Tagen 14000 Exemplare abgesetzt wurden. Aber Lessing ist unser Lessing geworden oder vielmehr geblieben! Die Mode ging an ihm vorüber; sein Kleid war zu einerlei Grau, zu werktätig, zu ehrlich und bescheiden. — Zola sagt: „Ein Schriftsteller ist ein Luxus, den sich ein Herr erlaubt“. Lessing war selbst ein Herr, dabei ein recht eigenständiger; er konnte keinem andern Herrn als dem der Erkenntnis seiner Wahrheit dienen. —

Schon 1715 hat der Philosoph Leibniz den Vorschlag eines Subskriptionsgesellschaft deutscher Gelehrter gemacht, um dadurch das Bücherwesen in bessere Aufnahme zu bringen. Zu einer Ausführung des Planes kam es indessen nicht. Lessing wendet das Subskriptionsverfahren für sich an, das zu seiner Zeit ziemliche Verbreitung findet. Die Anfänge des heutigen Buchhändlerwesens sind wohl da; es fehlt aber noch dazu an der richtigen Organisation und der sozialrechtlichen Einreihung des Berufs des freien Geistesarbeiters durch Gesetze. Unsere heutigen Konditions- und Kommissionsgeschäfte und endlich der Verkehr des Verlegers mit der Sortimentbuchhandlung, der den Weg über die Leipziger Messe anschlachtet, sind noch viel jüngeren Ursprungs.

Im August 1776 hatte Frau Eva durch ihren Bruder, der als Professor von Utrecht nach Heidelberg übergesiedelt

war, erfahren, daß Lessing an das für Mannheim geplante Nationaltheater berufen werden sollte. Die ihm an den deutschen Höfen, besonders in Wien erwiesenen Ehren scheinen den Kurfürsten von der Pfalz Karl Theodor, der mit seinem Ländchen nicht hinter Bückeburg, Braunschweig und Weimar zurückstehen wollte, ganz besonders auf ihn aufmerksam gemacht zu haben. — Am 22. Januar kommt Lessing durch Darmstadt; in Mannheim lebt er bei dem Maler Müller, der mit ihm einen Auszug nach Heidelberg unternimmt. Doch die Mannheimer Angelegenheit zerschlägt sich. So reist er am 4. März auf dem Rückweg wieder durch Darmstadt. —

Wir haben für Lessing, den Mann mit dem scharfen, gesunden Menschenverstand, kein Gefühl bereit wie für unsere großen Dichter; ihn zeichnet das Höchste aus, was man einem Menschen und seinem Werk entgegenbringen kann: eine unermeßliche Achtung vor seiner Arbeits- und Lebenskraft und dem persönlichen Mut, mit dem er sich einer Welt von Feinden zum Trotz behauptete. Voltaire war bitter, gehässig, geistreich, wo Lessing nur spöttisch, schalkhaft, schlagfertig auftrat. Vor allem aber war Lessing durch und durch wahr. —

Lessing, den Menschen, wollen wir aus unsrer Zeit der kulturellen Nöte grüßen und an ihm, dem Lehrmeister aller Kritiker, immer wieder lernen, wo es fehlt und wo zur Aufrechterhaltung und Gesundung eingzugreifen ist. Wir haben gegen nicht weniger Geschmackslosigkeiten und Irrtümer zu kämpfen als er. Auch unsrer Zeit „der Krise der Wissenschaft“ und des Umsturzes auf allen Gebieten der Kunst“ wären „Retungen“ wünschenswert; mehr noch, da die materielle Not unsrer Zeit im Vordergrund steht zur größten Gefahr alles Geistigen überhaupt.

Ludwig Marx / Prolog.

(Zu einer Dichtung von Emil Götts.)

Von Erfüllung leben wir,
Nur ein gläubig stilles Hoffen,
daß das Wunder irgendwo,
irgendwann im Frühlicht glänze,
hält uns aufrecht.

Und wir müssen frei-gebunden,
wollend oder zögernd,
folgen mit uns Zeilenlose.

Und die Seele,
ach, sie müßte
heiß umfassernd überfließen,
und muß doch sie selber bleiben!
Alle Rosen, alle Klüfte,
sie berühren nur die Lippen,
streifen hauchend nur die Saiten,
und der göttlich glühenden Seele
Sehnen dürstet ungestillt . . .

Und wir müssen einsam wandern,
jeder seine Welt durchlaufen,
seine Sonne, seine Sterne schauen
und an seinem Tempel bauen.

Doch vielleicht in wunderbaren,
köstlich flücht'gen Augenblicken
will die Gottheit uns verstaten,
wie im dunklen Weltraume
sich Gestirne leuchtend kreuzen,
daß auch wir auf unsern Bahnen
einmal einer Menschenseele,
einer suchenden, begegnen:
Und wir halten inne,
hören auf,
und empfangen
dankebar aus der Gottheit Händen
tiefstes Ahnen
einer ewig hohen
still lebend'gen Harmonie . . .

* * *

Der in diesen Feierstunden
heute zu Euch sprechen wird,
ist ein Einsamer gewesen
und ein Mensch.

Menschsein heißt Sehnsucht haben.
Sehnsucht nach dem Ewig-Wahren
Sehnsucht nach dem Wunderbaren:
Seiner Seele staunend reine
Kinderaugen offen halten,

daß sie tief in aller Wesen
ein geheimes Wirken lesen,
daß sie noch im Sturm-Verheeren
einen großen Willen ehren.

Menschsein heißt Liebe kennen.
Liebe, die im Marmorbild
spürt des Künstlers Seele reden,
Liebe, die aus Tönen quillt,
heiß, wenn Symphonien beten.
Liebe, die um Strauch und Baum
webt, wenn sich die Blüten neigen,
Liebe, die vom Sternentraum
zittert als der Gottheit Schweigen.
Liebe, die uns immerzu
allumfassend Leben spendet,
Liebe, die in ihrem Du
erst ihr eigen Selbst vollendet.

Menschsein heißt Leid kennen.
Leid macht klein die kleine Seele,
doch der großen schafft es Schwingen,
die zu Ewigkeiten dringen:
Menschsein heißt aus Dunkelheiten
als ein Unbesiegter schreiten:
Seht, das letzte, was wir finden,
heißt im tiefsten: überwinden.
Nicht ein feiges Welt-Entsagen,
nein, ein männlich Aufrecht-Tragen,
nicht ein zaghaft Leid-Entsüchten,
nein, ein kämpfend Neuland-Sichten,
wo die höchste Schöpferfreude
ihre Weihstätte hat:
Überwindung ist die Tat.

Ja, er war ein Überwinder,
unbesiegter Freundekünder.
Was ein sinnlos dunkel Leben
ihm an Menschenleid gegeben,
hat der Dichter umgestaltet
und ins Heitere entfaltet.
Und wenn tausend Menschenseele
gleiches, dumpfes Irren bindet,
weiß der Dichter zu vermählen,
was sich rein in Schönheit findet:
Aus der Welt der Niedrigkeiten
greift er kühn in Sonnenweiten,
daß sich klar und schön befreit,
was ein wahrhaft Leben sei!

Und nun laßt uns schauen!

Rudolf Belten. / Das Grundproblem der geistigen Erziehung.

Jedem Tiefschauenden ist es heutzutage klar, daß nur durch die innere Erneuerung jedes Einzelnen die staatsbürgerlichen Probleme der nächsten Zukunft gelöst werden können. Die Frage der Erziehung tritt damit in den Brennpunkt der öffentlichen Interessen. Aber endgültig zu lösen ist auch sie nur durch ein erneutes Hinabsteigen in die Urgeheimlichkeit des menschlichen Wesens, das sich von lang gepflegten Traditionen oder politischem Parteigezänke nicht beirren läßt.

Zwei Grundfähigkeiten des Geistes müssen zu ausgeglichener Zusammenwirken gebracht werden, wenn der Mensch zu wahrhaft wertvollen Leistungen erzogen werden soll. Die erste Fähigkeit ist die Einbildungskraft, die mühe-los von einer Sphäre des Bewußtseins in die andere überzugreifen vermag und selbst zwischen den entferntesten Gehirnzentren verbindende Fäden webt. Mit dieser geistigen Expansionskraft aber muß die Konzentrationsfähigkeit Hand in Hand gehen, die den Gedankengang von allen Launen des zwecklosen Abirrens und allen zufälligen Störungen durch sinnliche Einwirkungen bewahrt. Beide Fähigkeiten scheinen sich gegenseitig zu begrenzen und in gewissem Sinne zu verneinen. Das letzte Ziel der Erziehung müßte es sein, beide Kräfte zu positiv-schöpferischer Wechselwirkung zu versöhnen. Konzentration darf nicht zu dauernder Verengung des geistigen Blickfeldes führen; dies bedeutete Erstarrung, blutlose Pedanterie. Der Reichtum der alle Gehirnzentren umspannenden Assoziationen muß vielmehr unangefastet bleiben, aber er muß am Leitfaden eines führenden Gedankens zur Geltung gebracht werden, und dieser Gedanke muß die höchste Möglichkeit der Persönlichkeit bedeuten. Diese logische Phantasie oder, wenn man will, dieser schöpferische Verstand verbürgt allein die Zukunft der Einzelpersönlichkeit, des Staates, der Menschheit.

Man könnte ja hervorheben, daß für die Aufstellung eines idealen Erziehungsplanes neben diesem formalen Gesichtspunkt auch noch eine rein stoffliche Rücksicht maßgebend sein müßte. Man weiß, die rein passive Aufnahmefähigkeit des Gedächtnisses ist bereits vom 15. Lebensjahr an im Abnehmen begriffen. Läge da nicht die Forderung nahe, in den Lehrplan nur jene Unterrichtszweige aufzunehmen, die im passiven Leben Verwendung finden? Diese Forderung ist gewiß dort berechtigt, wo die ganze geistige Potenz in dem Maß rein passiver Gedächtniskraft gegeben ist; wo sich aber daneben schon früh die Anzeichen von geistiger Eigentätigkeit einstellen, muß der formale Gesichtspunkt durchaus zum herrschenden gemacht werden. Das immer mehr schwindende mechanische Gedächtnis wird dann durch die organische Kraft des Bewußtseins ersetzt, die erst im hohen Alter erlischt. Die Eindrücke werden nicht mehr festgehalten, weil sie die jugendlich sensible Gehirnsstruktur physiologisch stark reizen, sondern weil sie im festgefügtsten Bewußtseinszusammenhang als unentbehrliche Glieder erkannt worden sind.

Welches aber wären die praktischen pädagogischen Forderungen, die sich aus dem obigen formalen Erziehungsgrundsatz ergeben müßten? Entfaltung der Einbildungskraft — Zwang zur Konzentration — organische Gestaltung als glücklichste Wechselwirkung beider Kräfte!

Einbildungskraft ist die Äußerung des Subjekts, das sich der unmittelbaren Einwirkung der Tatsachenwelt vorübergehend entzogen hat. Ihr Medium ist die Sprache als Trägerin der freien Vorstellung, ob sie nun in den Geist des Kindes hineinredet oder umgekehrt von der selbständigen Erlebniswelt des jungen Menschen Zeugnis ablegt. Nur die unbewußt aufgestaute und spontan gestaltete Muttersprache kann hier in Frage kommen, weil sie allein die unmittelbarste Fühlung mit dem Inhalt besitzt. Die Unterrichtsmittel, die nun andererseits einen Zwang zur Konzentration bedeuten, scheinen sehr zahlreich und in jedem Unterrichtsfach gleich wirksam: Beherrschung der Unaufmerksamkeit durch Strafen, persönlicher Ehrgeiz des Schülers, der suggestive Eindruck der Lehrerpersönlichkeit, die unangefastete Autorität der Lehrbücher bzw. Grammatikregeln. Aber deutlicher betrachtet, stellen alle diese Momente nur relativ wirksame Nötigungen zur Konzentration dar; sie reden nicht aus der letzten Tiefe der Tatsächlichkeit und besitzen nur Gültigkeit für den Geist, der sich in den betr. Fällen ob seiner Jugend noch passiv verhält. Nur die in vollster Freiheit erkannte Notwendigkeit kann wahrhaft wertvolles Aufbauelement eines nach höchsten Leistungen ringenden Geistes werden. Nirgends aber kann dieses grundlegende geistige Erlebnis in einer dem Schüler angemessenen Form geboten werden wie im naturwissenschaftlichen Unterricht, der dem Schüler die Möglichkeit selbständigen Experimentierens und selbständiger Auffindung der Naturgesetze läßt. Denn die Geschichte gewährt der Schülerphantasie zunächst nur eine stoffliche Fülle und Sättigung, ist jedoch vorerst ohne besondere gestaltformende Kraft. Erst wenn die Einsicht in das primitive Naturgesetz sich zur Einsicht in die feinsten organischen und

psychologischen Zusammenhänge gesteigert hat, wird das geschichtliche Wissen in das lebendige Weben des Geistes einbezogen.

Was der Schüler so in freiwilliger selbsttätiger Hingabe an eine — im Rahmen des Diesseits — unantastbare Tatsächlichkeit erkannt hat, wird nun gleichzeitig zur wertvollsten Nahrung seiner Einbildungskraft und damit seiner persönlich-sprachlichen Gestaltung. Je mehr es dem Unterricht gelingt die Seite freier Gestaltung mit nüchternen Abwägung der Tatsächlichkeit im Schüler zu verbinden, umso eher ist er geeignet den Geist zu den höchsten Leistungen vorzubereiten.

Aber wenn wir nun einerseits die spontane Gestaltung in der Muttersprache, andererseits den fortschrittlich gepflegten naturwissenschaftlichen Unterricht in den Mittelpunkt der geistigen Erziehung gestellt haben, so sind wir damit in nicht geringen Gegensatz zu den Lehrplänen der höheren Schulen geraten, die alle den fremden Sprachen einen großen Raum gewähren.

Wir müssen also hier zum Bildungswert des Fremdsprachenunterrichts grundsätzlich Stellung nehmen.

Dreierlei Vorzüge lassen sich zu Gunsten des Fremdsprachenunterrichts anführen:

1. Seine Erziehung zum logischen Denken;
2. Seine praktisch-berufliche Bedeutung;
3. Seine literarisch-ästhetische Bedeutung, sofern er die Werture maßgebender Werke der Weltliteratur im Urtext ermöglicht.

Die formale Bildungskraft fremder Sprachen kann nicht geleugnet werden, weil die logischen Denkgesetze, die im Deutschen großenteils verschleiert sind, in fremden Sprachen eine klarere Ausprägung finden. Freilich nur teilweise! In andern Punkten zeigt wieder das Deutsche die seiner differenzierte Abstammung, so daß der Schüler, dem der Sprachunterricht eine Schule geistiger Normen sein soll, den Extrakt aus vielen Sprachen ziehen müßte, was nur dem Höchstbegabten möglich wäre. Hält man an der Ansicht fest, daß die reinen Denkformen nur in ihrer sprachlichen Ausprägung nachweisbar und lehrbar seien, läge es da nicht viel näher, eine allseitig logische Normalsprache zu schaffen und dem Unterricht in der Logik dieses Sprachmodell zu Grunde zu legen?

Damit wäre aber auch zur rein praktischen Seite des Fremdsprachenunterrichts Stellung genommen, und das Problem der Weltsprache, die im Esperanto bereits besteht, wäre in den Bereich der pädagogischen Fragen unmittelbar hereingezogen. Welche ungeheure Entlastung der Gedächtniskraft, wenn sich die Möglichkeit bietet, durch die Erlernung einer einzigen Sprache das formal-logische Bildungsbedürfnis und die praktischen Forderungen gleichzeitig zu befriedigen! Daß die Frage auch eine nationale Seite hat, sei hier nur gestreift. Warum sollen wir einen Teil der besten Jugendkraft unseres Volkes dazu mißbrauchen, die launisch-historisch gewordenen Sprachgesetze unserer Feinde in uns aufzunehmen? Unsere Feinde sind klüger! In England und Frankreich hat die Esperanto-Bewegung einen vielfachen Vorsprung vor der deutschen. Lord Robert Cecil ist mit allem Nachdruck für diese Weltsprache öffentlich eingetreten, und die Pariser Handelskammer hat den Esperanto-Unterricht an ihren Handelsschulen eingeführt. Warum bleibt Deutschland zurück, das mehr Grund wie alle andern Völker hat, seine Kräfte frei zu bekommen für wahrhaft schöpferische Arbeit?

Nach der häufig angeführte Grund, ein Literaturwerk könne nur im Urtext ästhetisch ausgeschöpft werden, erweist sich im Hinblick auf die Schülerpyramide als völlig haltlos.

Gewiß erhält die künstlerische Leistung der stofflichen Erfindung und der inneren Form erst in der spezifischen Sprache ihren edelsten und letzten Schmelz, aber der Schülergeist besitzt noch nicht die Spannweite um diesen Schichtenkomplex gleichzeitig zu erfassen. Notgedrungen hält er sich an die sprachliche Oberfläche, statt in die Tiefe der Anschauung hinunterzusteigen. Darin liegt direkt ein Fluch unserer vorwiegend fremdsprachlich orientierten Erziehungsmethode. Statt die Verbindungen von Anschauung und sprachlicher Gestaltung zu festigen, schafft sie innerhalb des ausschließlich Sprachlichen hypertrypische Assoziationsbahnen und verführt dadurch zur Verweiblichung und Verweiblichung, zur klingenden Phrase und Vernünftigkeit. Die schöne Phrase hat bereits in den Jahrzehnten vor dem Kriege unsere innere Kultur zu unterhöhlen begonnen. Vernünftigkeit, Verleumdung und lodendes Wortgellingel waren im Kriege die wirksamsten Mittel unserer Feinde. Nur aus der Tiefe der Anschauung und Ueberzeugung darf unsere Sprache kommen, wenn wir einer neuen Zukunft entgegen gehen wollen.

Welche praktische Forderungen ergeben sich nun für den Pädagogen, dem es ernst ist mit der Aufwärtserziehung der Menschheit? Er müßte vor allem den Unterschied zwischen elementarem Bildungsgang und den Lehrplänen der „höheren Schule“ aus tieferen psychologischen Einsichten herausbegründen und nicht bloß durch den Umfang des Lehrstoffes festlegen. Daß der Mittelschüler neben den Elementarfächern noch fremde Sprachen lernt, verringert nur die Möglichkeit, die wertvolleren Fähigkeiten der Gestaltung zur Entwicklung zu bringen. Man treibt ferner einen kläglichen Mißbrauch mit den Bezeichnungen: „Deutsche-, Französische-, Englische- etc. Sprache“. Denn während man bei den fremden Sprachen nur die Grammatik, Rechtschreibung und Aussprache im Auge hat, zwingt man in den Begriff des „deutschen Unterrichts“ auch noch die Übung in der sprachlichen Gestaltung überhaupt. Und doch ist die Grundtätigkeit der inneren Formung eines Stoffes bezw. Gedankentplexes eine in allen Sprachen gleiche und nur die Oberfläche der Satz- und Wortbildung gibt den einzelnen Sprachen ihr spezifisches Gepräge. Daß die freie Formung des Inhalts dem Schüler nur in der Muttersprache möglich ist, dürfte nicht der ausschlaggebende Gesichtspunkt sein.

Grundsätzlich müßte man sagen:

Jene jungen Menschen, deren ganze geistige Fähigkeit sich in einer mechanischen Gedächtniskraft erschöpft, sind zu unterscheiden von den Schülern, die neben ihrer Gedächtniskraft schon früh eine gewisse geistige Eigenständigkeit erkennen lassen. Die erste Gruppe läßt sich nur durch Drill erziehen, die zweite aber kann nur durch die Weckung eines elementaren Interesses ihrer Bestimmung zugeführt werden. Der Gegensatz wiederholt sich dann in einer höheren Begabungssphäre noch einmal. Nur so könnte der Erziehungskreis der Grund-, Mittel- und Hochschule nach tieferforschenden Prinzipien abgegrenzt werden. In erster Linie maßgebend wäre die Methode, in zweiter erst der Stoffkreis. Jene Unterrichtszweige, die eine gewisse

Gestaltungskraft voraussetzen und zur weiteren Entwicklung bringen, müßten stärker in den Mittelpunkt gerückt werden, Unterrichtszweige, die jetzt teils als Nebenfächer gelten, teils in ein anderes Fach eingeschachtelt sind. Ein Schüler, der weder zu ersunderischer Handfertigkeit, noch zum naturwissenschaftlichen Experiment, noch zum Zeichnen, noch zur Musik, noch zur schriftstellerischen Gestaltung oder zur Organisation seiner Kameraden bei Spiel und Sport Begabung zeigt, ein solcher Schüler dürfte unter keinen Umständen zum Weiterstudium ermüdet werden, wenn er infolge seines Fleißes und seines Gedächtnisses auch in den jetzt als Hauptfächer geltenden Unterrichtszweigen ein Müsterschüler wäre. Dann könnte es nicht mehr vorkommen, daß geistig ganz unselbständige Menschen den „Gipfelpunkt der Bildung“ ersteigen, während zur Beurteilung des wahrhaft schöpferischen Menschen überhaupt kein Maßstab besteht. Diesen Maßstab liefert erst das spätere Leben. Aber es ist betäubend, daß die Schule selbst nicht lebensweisend sich betätigt und damit eine der oberwichtigsten Aufgaben unseres Wiederaufbauproblems übernimmt. Gewiß die Ansätze zu dieser Umbildung sind zahlreich: die Befürwortung des freien Aufstieges, die Bevorzugung der induktiven Unterrichtsmethode, die pädagogische Verwertung der experimentellen Psychologie, die nachsichtige Behandlung künstlerisch stark veranlagter Schüler in Fächern, die ihnen weniger liegen. Aber man begnügt sich dabei meist mit Kompromissen, statt aus großen Grunderkenntnissen heraus neu aufzubauen.

Keine Kultur der Vergangenheit enthält den rettenden Gedanken für das Schicksal von uns Deutschen, weil dieses Schicksal beispiellos ist. Aber wir wissen, daß die Sonne Homers auch uns leuchtet. Wir haben Teil an der großen Ur-gesetzmäßigkeit, die in jeder Epoche sich zu anderen Formen entfaltet. Die uns angemessene Form kann nicht durch Nachahmung der Vergangenheit gefunden werden, sondern nur durch ein Neuerkennen und Neuausdenken dessen, was in uns liegt.

Albert Krieger / Ein Wieland-Brief.

Im Sommer 1754 lernte Wieland den badischen Hofrat Johann Jakob Reinhard (gest. 1772) kennen, der damals auf Veranlassung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden sich mit dem Plan einer zeitgemäßen Umgestaltung des Gymnasiums illustre in Karlsruhe beschäftigte und gelegentlich eines Besuches in Zürich auch mit dem dort lebenden, noch jugendlichen, aber sich doch schon eines gewissen literarischen Rufes erfreuenden Dichter diesen Gegenstand erörterte. Es entspann sich ein kurzer Briefwechsel zwischen den beiden Männern, der jedoch schon 1756 sein Ende erreicht zu haben scheint, nachdem Wieland im Juli des genannten Jahres Reinhard seinen „Plan einer Akademie der schönen und nützlichen Wissenschaften zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“ übersandt hatte, der, nachmals gedruckt, von Lessing, wie bekannt, in den Briefen die neueste Literatur betreffend“, arg zerstückelt worden ist (Vergl. S. Fund, Beiträge zur Wieland-Biographie, 1882, S. 1—13). Erst sechs Jahre später hat sich Wieland der ehemaligen Beziehungen wieder erinnert. Er war inzwischen Stadtrat und Kanzleidirektor in Wiberach geworden (1760) und es war gerade wieder einmal eine Zeit, in der ihm seine Stellung und die engen und kleinen Verhältnisse seiner reichstädtischen Vaterstadt besonders unerfreulich erschienen. Er verdankte seine Wahl zum Kanzleidirektor der evangelischen Partei in derselben, aber die Katholiken, in eifersüchtiger Wahrung der Parität, fochten sie an; es kam zu einem Rechtsstreit, dessen Entscheidung bei dem Reichshofrat in Wien stand, und wie diese fallen werde, war unsicher. Da wandte sich Wieland an den früheren Befehlshaber, der seitdem als badischer Wirklicher Geheimer Rat ein großer Herr und eine einflussreiche Persönlichkeit geworden war, mit der Bitte um Fürsprache in Wien. Aber nicht allein; er berührte, und das mag vor allem uns interessieren, auch die Möglichkeit, ein Unterkommen in Baden zu finden und dem von ihm hochverehrten Fürsten dieses Landes, wenn auch in bescheidener Stellung, seine Dienste widmen zu können. Dies der wesentliche Inhalt des Briefes, der hier nach dem Original im Karlsruhe'schen General-Landesarchiv abgedruckt ist und im übrigen einer weiteren Erläuterung kaum bedarf. Aus der Uebersiedelung nach Baden wurde freilich nichts. Wieland hielt es noch sieben Jahre in Wiberach aus; im Frühjahr 1769 ging er als Professor der Philosophie nach Göttingen. Im großen „Wieland-Prozess“ war schon früher dank der Vermittlung des Grafen Stadion, des Gönners des Dichter, ein diesem günstiges Urteil ergangen.

Wohlgeborener
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat!

Die Geneigtheit, deren Ew. Excellenz mich ehemals bey dero kurzem Aufenthalt in Zürich und nachher durch verschiedene

höchstschätzbare Zuschriften gewürdiget, läßt mich hoffen, daß dieselben sich meiner noch gütig erinnern und ermuntern mich, in den widrigen Umständen, worin ich durch die Cabalen und Verfolgungen meiner hiesigen Wegner gefetzt werde, meine Zuflucht zu dero Gerechtigkeits- und Menschen-Liebe zu nehmen, und dero Einsichtsvollen Rath und vielvermögende Unterstützung angelegentlich zu erbitten.

Ew. Excellenz haben vielleicht schon einige Nachricht, daß ich bey Gelegenheit der Promotion des Ihnen vermuthlich bekannten Canzleiverwalters v. Dillern zu dem hiesigen Evangel. Consulat bereits den 24. Juli 1760 zur Canzleiverwalter-Stelle per majora zwar erwählt, von wegen einer unter beyden Religions-Antheilen obwaltenden Differenz aber bis dato noch nicht confirmirt noch ad Juramentum et possessicnem admittirt, inzwischen aber doch ex parte Evangelica in die Bewohnung der Canzley, Verwaltung aller meiner auf partem Evangelicam in particulari sich beziehenden Amtsverrichtungen und in den Besitz meines von der Stadtrechnung dependirenden Salarii fixi (wieviel letzteres mit Protestation des Cathol. Antheils) gesetzt worden. Ew. Excellenz werden aus beiliegender kurzer doch gennener Facti specie, die ich aus einem von mir aufgesetzten weitläufigen Facto à 26 Bogen extrahirt, die wahre Beschaffenheit der Sache zu ersehen geruhen. Sie werden vermuthlich befinden, daß die Wagschale sich nur allzustark auf die Catholische Seite lenket, und daß der [sic!] via amicabilem das einzige gute expedirens wäre, aus diesem Labyrinth herauszukommen. Allein die unter ekklichen Evangel. Senatoribus herrschende Privatabsichten lassen ihnen nicht zu, einen Weg einzuschlagen, wodurch die Sache zu meinem Vortheil ausginge. Insbesondere hat H. Bürgermeister v. Dillern, welcher mich doch erwählen half, sich recht angelegen sein lassen, anfangs und fünf Monate lang die von den Catholischen so eifrig betriebene Konferenz in ord. ad amicabilem gänzlich zu verwerfen, hernach aber, da er sich dazu bequemen mußte, fruchtlos zu machen. Das allgemeine Gerücht gibt ihm Privat-Absichten schuld; man glaubt, er habe mich entweder in eine gänzliche jehovische Dependenz von ihm setzen oder gar zu einer Heurat mit seiner Tochter oder Schwägerin indirecte nöthigen wollen; diese Gerüchte sind vieler Umstände wegen wahrscheinlich, da ich aber keinen Beweis deshalb führen kan, so gebe ich sie auch für nichts mehr als Vermuthungen. Soviel ist indeß gewiß, daß seine unermehrlige Absicht ist, mich durch die ihm gewöhnlichen Ränke wieder zu despossediren, daß verschiedene Herren Senatores A. C. aus hier notorischen Privat-Absichten, Jalousie und Begierde von meiner Entfernung zu profitiren, sich mit ihm wider mich vereinigt haben, und daß Evangel. Seits, mit etwelcher Bebehaltung des Scheins, mich wie bisher zu vertheidigen, lauter solche Maßregeln eingeschlagen werden, wodurch man meine

Stelle, wozu ich doch durch eine rechtmäßige und untadeliche Wahl gelangt bin, wieder vacant zu machen sucht. Die Catholische erkennen zwar meine Tüchtigkeit zur Canzlei-Verwalterstelle, aber nicht in casu alternationis zum Syndicat. Evangel. Seitß hat man zwar durch eine Menge von Pro Memoria den mir jenßetts vorgeworfenen Defectum Jurisprudentiæ abzulehnen gesucht, allein, da es an einer Wissenschaft der Principiorum Juris nicht genug und zu einem Syndico auch praxis gehört, die mir unlängbar abgeht, so kann Catholicis nicht verarget werden, daß sie sich der wirklichen Alternations-Vornahme widersehen und mich so wenig zum Syndico verlangen, als ich es zu seyn begehre. Nun wäre der ganze Handel dadurch zu heben, wenn man die 100 fl. quaest., worüber eigentlich der Streit angegangen, zwischen dem Syndico und dem Canzleiverwalter theilen, die Alternations-Vornahme auf den ich noch nicht existirenden casum mortis ausgelegt seyn lassen und denen H. Catholicis versprechen würde, im Fall sie existente casu mich zum Syndicat nicht tauglich erkannten, ein andres unverwerfliches Subjectum dazu zu erwählen. Auf diese Conditionen würde pars Catholica nichts weiter wider mich haben und die ao. 1745 und 46 ab Evangelicis mit ihnen getroffene Conventionen (wovon aber letztere seitdem wieder abgegangen) berechtigen sie diese Bedingungen zu fordern. Allein allem Ansehen nach will man Evangel. Seitß sich in keinen Vergleich einlassen, sondern lauter Wege einschlagen, wodurch man mich zu delogiren hofft. Weil es nun das Ansehen hat, daß dieser Handel endlich der Cognition und Entscheidung des Reichshofraths werde anheimgestellt werden müssen, so hat mich dieses hauptsächlich bewogen, Ew. Excellenz von diesen Umständen Nachricht zu geben, mit unterthäniger Bitte, dieselben geruhen möchten, dero Gedanken mir hierüber gütig zu eröffnen und allenfalls durch dero vielgütiges Wort den des Herrn Reichshofrath von Senkenbergs Excellenz mir desselben Patrocinium zu erwerben. Uebrigens wäre eine Ciceronianische Beredsamkeit nicht hinlänglich, zu beschreiben, was ich in diesem immer verwirrten, verkehrten und heillosen Statu von Viberach seit zweien Jahren ausgestanden; Verdruß und Gram sind mein einziges Antheil gewesen, und ob ich gleich ex parte Evangelica mit Geschäften und Arbeiten überhäuft worden, und dieselbe auch unklaoher verzehe, so habe ich doch nicht nur keinen Ruhm oder Dank erhalten können, sondern muß ohne Unterbruch solche Bedrückungen und Mißhandlungen erfahren, unter denen meine Gemüthsruhe und Gesundheit endlich zu Grunde gehen müssen.

Ew. Excellenz wissen, daß die Wissenschaften und bonae litterae von zarter Jugend an mein einziges Geschäft und Vergnügen gewesen sind. Sie werden sich also leicht vorstellen können, wie mir in diesem barbarischen und ungeisteten Ort, wo man von nichts als Händeln, Differenzen und Processen

hört, wo in Foro et Curia nichts als Eigennuz, Privat-Abichten und niederträchtige Cabalen herrschen und wo eine elende Nabaliteren die einzige Wissenschaft ist, die etwas gilt, wie mir an einem solchen Ort zu muthe seyn müsse, zumal da ich keinen Freund habe, und alles wider mich ist. Haben Sie Mitleiden mit mir, es wird kein geringer Trost für mich seyn, von Einem Manne von dero Verdiensten und Tugenden wenigstens bedauert zu werden. Mein Leiden ist hier desto größer, da ich durch ein wunderbares Schicksal, fast wider meinen Willen, in dieses unselige Viberach hineingeflochten worden. Meine einzige unüberwindliche Neigung geht auf eine Lebensart, wo die Wissenschaften, diejenige Philosophie, die den Menschen und seinen inneren und äußerl. Wohlstand zum Object hat, und die Musen, welche der Religion und Tugend dienlich sind, mein einziges Geschäft wären. Eine Professorstelle, sollte es auch bey einem bloßen Gymnasio seyn und so gering auch der Gehalt dabey wäre, würde in meinen Augen der Canzley von Viberach, ob das Einkommen derselben gleich über 2000 fl. kommen soll, unendlichmal vorzuziehen seyn. Vielleicht hat die Vorsehung Ew. Excellenz dazu auserschen, mich aus dieser mehr als babylonischen Gefangenschaft meines Geistes herauszuziehen. Alle meine Wissenschaft, meine Kenntniß der alten und neuern Sprachen, meine Belesenheit in den besten Schriftstellern aller Nationen geht hier verloren, da ich an einem andern Platz und bey einem meinen Talenten und Neigungen angemessenen Beruf dem Publico damit nützlich seyn könnte. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich in den Banden seiner Durchlaucht, dero Gnädigsten Marografens, welche von aller Welt als ein Muster eines durch Huld und väterliche Gesinnungen für die Unterthanen verehrenswürdigen Fürsten bewundert werden, das so lange gewünschte asyllum finden könnte, das mir Viberach, auch wenn ich wirklich im ruhigen Besitz meines Postens wäre, nicht geben könnte!

Ich bitte Ew. Excellenz tausendmal um Vergebung, daß ich Ihnen so viele kostbare Augenblicke raube, doch ich hoffe, Sie werden auch diejenigen nicht für verlohren achten, die Sie einem rechtschaffenen Manne schenken, der ohne seine Schuld unglücklich ist, und es nur darum ist, weil Eigennuz, Eifersucht und Arolist zu seinem Untergang sich zusammen verschworen haben. Haben Sie die Gnade für mich, mir durch dero alltäglichen Rath und Beistand einen Muth wieder zu geben, den ich unter so langwierigen, so ungewohnten und so kränkenden Drangsalen, als ich nun 2 Jahre in meiner Vaterstadt leiden muß, fast verlohren habe, und verpflichten Sie dadurch zu unsterblicher Dankbarkeit Eurer Excellenz unterthänigen und gehorsamsten Diener

Viberach, den 7. April 1762.

Wieland.

Wilhelm Zentner / Ein merkwürdiges Bittgesuch aus alter Zeit.

Im Tone des rheinländischen Hausfreunds berichtet.

Es soll nicht alles gar so uneben gewesen sein, was sich in den Zeiten unserer Urgroßväter zugetragen hat. Von den großen Creianissen jeder Tage wissen wir wohl einiges aus den Geschichtsbüchern. Von den kleinen und kleinsten gibt uns hin und wieder irgend ein ausaefranßtes Papierlein, ein vergilbtes Brieflein oder ein verichoffenes Konterfei Bericht, wenn es der launige Zufall in unsere Hände wieweil. So etwas wohnt wie ein Musikantföhrlein der Vergangenheit, weiß selbst nicht wie, in unsere Gegenwart hinein. Wer derartige Körnlein mit Liebe und Sorgfalt zu sammeln versteht, um am Ende ein Häuflein oder gar ein Berlein daraus zu machen, der möchte vielleicht noch klüger und weiser werden als einer, der sein ganzes Wissen aus den Büchern abgeseien hat. Wie manche Bücher, die eben frisch aus der Presse kommen, sind bei ihrer Geburt bereits vergilbter als so ein Blättlein aus abgerollten Zeitläuften, an dessen zerfetzten Rändern schon der Zahn der Zeit genagt hat. Aber merk's, lieber Leser: mit gar feinen Händen, die die Liebe glättet, will so ein Papierlein behandelt sein, dann gibt es dir deine Mühe zehnfach zurück. Soll ich ein Beispiel dafür aus meiner Mappe hervorkramen? Weißt du schon etwas vom Pfarre Christian Gottfried Ludwig in Dellingen? Vor ein paar Tagen war ich auch noch nicht gescheiter als du, bis mir unlängst ein kleines Zeugnis seiner Hand zu Gesicht kam. Die Kirchenbücher, die so viel wissen, wenn man sie recht zu fragen versteht, gaben weitere Auskunft. Anno 1752 ist unser Mann, der zuerst Präceptor am Gymnasio illustri in Karlsruhe, dann sechs Jahre in Langensteinbach Pfarre gewesen, als ordentlich berufener Prediger und Seelsorger der Gemeinde Dellingen im Oberland mit den Seinigen in seinem neuen Amte auf- und eingezoogen, wohl zufrieden mit seiner schönen Pfarrei. Nur das Pfarrhaus hatte einen kleinen Schaden. Aber da ichirte Ludwig, auch auf dem Pegaus sattelfest, flugs sein Musenröcklein und ließ es munter bis in die Kanzlei eines hohen geistlichen

Konistoriums in der markgräflichen Residenzstadt tragen. Was mag man dort für Augen gemacht haben, als es plötzlich so hell in die staubige Stube wieserte, als grase es noch auf den fetten Weiden seiner Oberländer Heimat. Unter einer sauberen Zeichnung des Dellinger Pfarrhauses und dem Datum vom 26. Mat 1756 standen folgende Verse zu lesen:

Hochfürstliche Verwaltung!
Hier steht man die Verwaltung
der schlechten Pfarrhausfenster;
sie stehen als Gespenster
in meinem besten Zimmer,
ich mag sie wahrlich nimmer!
Es sind derselben drei,
an allen ist kein Blei
und keine gute Scheibe,
sie müssen mir vom Leibe.
Ich bin mit Weib und Kind
vor Regen und vor Wind,
im Winter vor Erkalten
sehr übel aufbehalten.
Zudem so ist es endlich
nicht zierlich, sondern schändlich
ein Pfarrhaus wahrzunehmen,
des Fenster so beschämen
und überall zerfetzt
und mit Papier zerpläbet,
daß jedermann drob schilt.
Drum bitte ich um neue,
worauf ich mich schon freue.
Hochfürstliche Verwaltung,
ich bleibe ohn' Erkaltung
vor das begehrte Glid
Ihr Diener, Pfarre Ludwig.

Und die Markgräfliche Regierung zu Karlsruhe hat darauf mit gutem Humor geantwortet:

Hierauf wird resolviert:
Die Fenster repariert!

Und so geschah's. Man muß es nur auf eine artige Weise an den Mann bringen, wenn man etwas auf dem Herzen hat, dann wird einem gerechten und bescheidenen Wünschlein schon Genüge getan. Wenn ein Bittsteller eine hohe Behörde schmunzeln macht (was allerdings recht selten vorkommen soll, da die Behörden eben nicht gerne schmunzeln), so ist das feiner und klüger, wie wenn ein grober Klotz mit einer lärmenden Forderung

W. G. Gaerttner / Der Geist des Gerichtsschreibers im Graubrunnen.

Die Bewohner der Dörfer Nuzloch und Leimen sagen einander, wie das auch anderswo geschieht, allerlei Redereien. So ist es ja auch zwischen den benachbarten Gemeinden Walldorf und St. Ilgen. Die Walldorfer sind die „Störk“ (Störche), die D'Ilgerner die „Frösch“. Weil nun aber einmal ein Mann aus St. Ilgen einen von Walldorf vom Tode des Ertrinkens gerettet haben soll, rufen die D'Ilgerner, wenn sie von Walldorfern mit „Frösch“ gebuzt werden, denen das boshafte Sprüchlein zu: „Nun doch hat emol en Frosch en Stork aus 'em Wasser zoge!“

Die Nuzlocher sind als Mondspritzer, daran ist nichts mehr zu ändern, seitdem der Kalendermann alles publik gemacht hat, in einem guten Teil von Deutschland bekannt. Sie werden daher auch weidlich geuzt und müssen, ganz besonders von den Leimern, viel hören. Sie bleiben denen zwar nichts schuldig und sagen, es hätte auch in ihrer Nachbargemeinde Leimen einmal gebrannt. Und da hätte es noch viel ärger preffiert als beim Nuzlocher Mondbrand. Die Feuerwehr hätte in der Eile anstatt der Spritze den — Totenwagen mitgenommen und es erst gemerkt, als sie auf dem Brandplatz angekommen sei. Und der Bürgermeister von Leimen, der solle nur ja nichts über den Nuzlocher sagen. Der habe selbigsmal für den Spott auch nicht zu sorgen brauchen. „Stättel“, 's brennt, so habe er seiner Frau gerufen, „i brauch no e Däschbuch!“ Und sie drauf: „Drinn in der Kammer liggel!“ Auf dem Brandplatz habe der Herr Bürgermeister, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, sein Taschentuch herausgeholt und zum großen Gaudium aller Anwesenden — einen Rudekuchen aus der Tasche gezogen.

Aber Spaß beiseite — ein andermal hätten die Leimer die Nuzlocher in einer ganz schwierigen Sache gebraucht, so daß statt ewigen Spottes wegen der ganz und gar erdichteten Mondspritzerei die Leimer Bürger ihrer Nachbargemeinde Nuzloch ewigen Dank schuldig wären, von Rechts wegen.

Den Dank hat freilich nur der Jud' Schimmche aus Nuzloch verdient. Er ganz allein und sonst niemand hat den schwierigen Handel mit den Leimern gemacht. Aber das ist schon so lange her, und die Nuzlocher kennen als pflichtbewußte Feuerwehrleute den hehren Wahlspruch und seine Anwendung: „Einer für alle, und alle für einen!“

Mit der bewußten Sache ist es so gewesen: In der Gemeinde Leimen verstarb eines Tages der Gerichtsschreiber, mit dem es schon bei Lebzeiten nicht ganz geheuer gewesen war. Als bei der Beerdigung die Leute vor dem Haus standen, und die Schulkinder eben sangen, da schaute oben, aus dem Speicherfensterle im Kakenlauf — der Gerichtsschreiber leibhaftig heraus. Der Schulmeister sah ihn zuerst und hörte auf mit dem Dirigieren, die Schulkinder hielten im Gesange an, die Leute sprangen durcheinander. Kurz, es gab einen Aufruhr. Der Pfarrer beherrschte als erster die Situation und ordnete rasch an, daß von der ganzen Gemeinde ein Geistervers aus dem Gesangbuche gesungen werde, um den Geist zu bannen. Und sobald nun das geschah, war der Gerichtsschreiber im Speicherfensterchen verschwunden.

Im Hause sei es aber recht unheimlich gewesen. Der Geist des Gerichtsschreibers habe sich öfters darin bemerkbar gemacht, ganz besonders im Zimmer seiner Tochter. Und einmal, als diese gerade darin gelesen habe, sei er ihr leibhaftig erschienen. Weil man nun mit allerlei Geistern, die ihre Ruh' wegen ihrer auf Erden begangenen Sünden und Fehler in der Ewigkeit nicht finden können, nicht barisch und mißlich sein darf, und weil es ihr armer Vater selber war, für den das Mädchen oftmals betete und bat, habe sie ihm recht freundlich zugerufen: „Gu'n Dag Wadder!“ Und sei gar schrecklich erschrocken, als der Geist ihr gesagt habe: „Wenn du mich nicht so freundlich begrüßt hättest, hätte ich dir das Genick umgedreht!“ Damit sei er wieder verschwunden. Solcherlei Dinge seien aber gar vielmal noch passiert, so daß darüber die ganze Gemeinde unruhig geworden sei und gesagt habe: Der Gerichtsschreiber muß aus dem Hause, mag's gehen, wie's will!

ins Haus vollert. Der Pfarrer Ludwig hat's mit der ersten Art versucht und ist nicht schlecht dabei gefahren.

Gottes Segen über den wackeren Herrn! Er hat sich noch lange der neuen Fenster erfreut. Am 12. Juni 1775 ist sein letzter Eintrag ins Dellinger Kirchenbuch. Im Jahre 1780 ist er im wohlverdienten Ruhestand gestorben, just an dem Orte, wo er ein Menschenalter lang gewirkt hatte. In den Dellinger Bergen soll schon damals ein guter Tropfen gewachsen sein, und wenn du einmal dort hinauf kommst, lieber Leser, so veraih auch nicht ein Gläslein auf das Wohl des seligen Pfarrherrn zu leeren, wenn dir sein Verstelein eine vergnügte Viertelstunde bereitet hat. Ich will's gewiß nicht vergessen!

Das war nun freilich schneller gesagt als getan. Die sind ohnehin selten, die der Kabe die Schelle anhängen wollen. Und nun gar mit einem Geiste etwas beginnen! Da war guter Rat teuer.

Es lebte aber zu selbiger Zeit in Nuzloch ein Jude, der allenthalben bloß Schimmche genannt wurde. Er war aus dem Stamme Levi und verstand es also, Geister zu bannen. In dem kamen die Leimer, und der Schimmche sagte: ja, er wolle es machen. Er banne ihn in einen Suttentrug hinein und trage ihn fort, aus dem Dorf hinaus. Wohin aber, daß er nichts mehr schade? In den Graubrunnen, dicht an der Nuzlocher Grenze.

Und so hat es der Schimmche gemacht. Zuschauern hat natürlich niemand dürfen. In einem allmächtigen Suttentrug, alte Leute sagen auch in einem Sack — hat er den Geist des Gerichtsschreibers fortgetragen, die Nuzlocher Straße hinaus, den Röhrgrund hinauf in den Graubrunnen zwischen Hirschgrund und Hirschberg, ganz in der Nähe des Vogelbergs. Dort habe er ihn hineingebannt für alle Zeiten. Drunten in Leimen sei er von da an nimmer erschienen.

Der Schimmche sei aber von der Zeit an auf der einen Seite ganz verzogen gewesen, so schwer habe sich der Gerichtsschreiber gemacht, — und so krumm sei der Schimmche auch geblieben bis an sein Sterbensend.

*

Der Graue Brunnen ist leicht zu finden. Ich bin an einem schönen Frühlingstag, um die Osterzeit, dort gewesen. Es ist wenig zu sehen außer einer anscheinend durch Mauern gefassten Quelle, die stark verschlammmt ist und deren Wasser sich ganz in der Nähe in einem sumpfigen Teich verliert. Ganz an der Grenze, das Grenzweglein führt dran vorbei, der beiden Gemarkungen Nuzloch und Leimen ist der unruhige Geist des Leimer Gerichtsschreibers verbannt im stillen Brunnen. Ich stand stumm zwischen schlanken Buchenstämmen und hing selbstamen Gedanken nach. Eine Amsel fuhr scheltend durch das Unterholz. Hinter einer alten Eiche lauerte die Eichelhähe, ein pechschwarzes Rabe fuhr krächzend auf und flog dreimal über mich hinweg.

Es ist kein Wunder, wenn die Nuzlocher Buben den Gerichtsschreiber schon gesehen haben wollen. Dort draußen weht Geistesluft. Oftmals hat ihm einer gerufen, ist aber — springisch net, so gilt's net — ohne sich umzusehen heimwärts geeilt.

Unterwegs traf ich beim Matt's Steinrutsch einen alten Mann. Er saß unter den eigenartig aufgebauten Felsbänken, von denen man sich erzählt, eine Familie Mattle habe sich in Kriegszeiten dort aufgehalten, zwischen den oberen Felsen, am Knochloch gebraten und gebacken und unter dem schrägliegenden unteren Felsen geschlafen.

Mitten in einem Meer von blauen Sternen des Zimmergegrüns sah der Alte, zarte, keusche Birkenstämmchen zierten sich in lachender Frühlingssonne. Weit blaute der Himmel über den leuchtenden Aesten.

Ich sprach den Alten an, der müde sich hier ausruhen wollte. Es gab sich Rede und Gegenrede. Da waren wir plötzlich mitten drin in der Geschichte vom Graubrunnen. Ich so meinte der Alte, geheuer ist's gar nicht da droben. Mein Vater selig hat mir oft vom Schimmche erzählt. Er habe Lumpen gesammelt und sei oft ins Haus gekommen. Und bis die Mutter allemal die alten Sachen zusammengeführt habe, sei der Schimmche auf der Ofenbank gesessen. Da seien nun auch einmal ein paar Männer in den jüngeren Jahren in der Straße gewesen und hätten den Schimmche gefragt: Hör mal, Schimmche, wie war denn die Geschichte damals mit dem Gerichtsschreiber? Wie ist denn das auch zugegangen? Und der Schimmche habe die Geschichte halt wieder erzählt, aber dann gesagt: Hört ihr Männer, wenn ihr haben wollt, daß der Geist wieder heraus soll aus dem Graubrunnen, dann gehen wir miteinander hinaus in den Wolfsberg! Man muß sich das

worstellen, wie der Jude zu den Männern sagte: und 'raus muß er, damit ihr ihn seht und an die Geschichte glaubt!

Einer habe dann schon ganz schüchtern gefragt, wann sie da hinaus wollten? Dem Schimmche sei's gleich recht gewesen, aber jeder habe eine andere Ausrede gehabt. Es sei jetzt gleich Mittag, und da habe man auch in der Winterszeit daheim so allerlei zu tun. Der Jude habe seinen Lumpensack auf die Schultern geworfen und gerufen: heute abend aber ganz gewiß! und sei weiter auf den Lumpenhandel.

Den Männern sei's aber am Mittag gar nicht ums Schaffen gewesen. Sie seien beieinander gesessen und hätten guten Rat gesucht, wie man um die dumme Geschichte herumkommen könnte. Der hellste von ihnen aber habe gemeint: kommt einmal, ich will euch etwas sagen, man weiß doch nicht... wir sind jetzt noch gesund — ich meine, wir gehen zum Schimmche und sagen, er solle den Geist ruhen lassen. Ist doch ein armer

Sünder, der seine Ruhe nach dem vielen Umgehen wohl verdient hat.

Und so sei's gekommen. Einer nach dem andern habe sich zu dem Juden in's Haus geschlichen und irgend einen Vorwand gebraucht, um nicht mitgehen zu müssen und doch nicht zu sagen, daß eitel Geisterfurcht und Bangen allein der wahre Grund sei. Denn so etwas kann doch ein Mann nicht sagen!

Der Schimmche habe freilich in sein Häufchen gelacht und gemeint, er wolle ihnen ja nur zeigen, daß er Macht habe, wie er den Geist hineingebannt habe, ihn auch wieder heraus zu bannen. Trotz alledem sei aber keiner mitgegangen. „Hinaustragen kann ich euch nicht“, habe der Schimmche gerufen, „wenn ihr nicht wollt, dann habt ihr gehabt!“

Seit der Zeit aber glaube es jedermann, daß derheimer Gerichtsschreiber in den Graubrunnen gebannt ist. Niemand fühle sich wohl dort draußen. Wer aber gar von dem Wasser trinke, der werde ernstlich krank.

Siegfried von Sivers / Dunkle Stunden.

Wenn dunkle Einsamkeit mich dumpf und schwer umrauscht
In franken, sumpsen, leeren Stunden,
Hab offnen Aug's im Fieber ich gelauscht
Und ihrer Bürde Zentnerlast empfunden.

Mit qualvoll heißen Schauern hat sie mich umweht
In seltsam grauenhafter Stille,
Als ob erstickend alles stockt und steht,
Erloschen längst schon jeder Wunsch und Wille.

Mir ist, als hätt' ich an der Erde nie geklebt
Zum Schattendasein nur erlesen,
Als hätte ich vor langer, langer Zeit gelebt
Und alles wäre nur ein Traum gewesen.

Magda Fuhrmann / Nach dem Konzert.

Als er den Schlüssel in die Türe steckte, tönte ihm noch der rauschende Beifall in den Ohren, den er etwa vor einer Stunde vernommen hatte. Er trat ein und warf seinen Leberzieher achtlos auf den Boden, er, der Pedant. Ein scharfer Oktoberwind hätte ihm auf dem weiten Wege vom Konzertsaal bis in sein bescheidenes Vorstadl'otel das heiße Gesicht kühlen können. Trohdem glühten seine Wangen fieberrot. Der schäbige Wandspiegel warf ihm sein eigenes Bild fast ausdringlich entgegen: so sah nun eine neugeborene Verblümtheit aus! Oder vielmehr ein neugeborener Betrüger, ein Musikpirat. Denn eine Lüge machte ihn heute abend berühmt.

Sarkastisch nickte er seinem Spiegelbilde zu. Es war weder der Kopf eines Künstlers, noch der eines Hochstaplers, der ihn zurückgrüßte. Ein ungewöhnlicher Duzendmensch stand ihm gegenüber, ein Nützlichkeitsphilister, dem das mühsam in die Stirn hineinsfrisierte Haar nichts Künstlerisches, wohl aber etwas Künstliches verlieh.

Laut aufstehend sank er in den runden Klavierstuhl, sein brennendes Gesicht an die harten Ecken des Pianinos pressend. Ueber diesen Betrug würde er nie hinwegkommen, das fühlte er. Denn er war keine verwegene, ruchlose Abenteuerernatur, die ihren Erfolg über Leichen aufbaut, er war kein naives Volkstrotz, weder im Bösen, noch im Guten. Ein lächerlich ängstlicher Halbmann war er, mit einem nervösen, kleinen Gewissen, und nur die ungeheure Begierde nach Ruhm trug darin die Schuld, daß er sich zu dieser Freveltat hatte hinreihen lassen.

Jahr für Jahr warb und litt er um den Erfolg und nun, da er ihm endlich geworden, nun konnte er ihn nicht überleben. Er wollte nicht die Vorbeeren nehmen, die einem Anderen gebührten.

Er war Pianist; Virtuos, nicht Künstler. Die bekannten Werke großer Meister, gab er mit vortrefflicher Technik wieder, während es ihm stets versagt blieb. Eigenes zu schaffen, wie wohl sein ganzes Sehnen und Sinnen dahin ging. Die wenigen Lieder die er unter namenlosen Mühen erdachte, waren keine leuchtenden, freien Naturblumen, an denen nichts zu verbessern ist, sondern bleiche, matte Papierblüten, die er mit der Wut des Unvermögens gedreht hatte. Er fand nie einen Verleger, trat aber mit diesen fränklichen Erzeugnissen in seinen Konzerten auf. Die Titel versprachen immer interessante, ungewöhnliche Probleme, das Publikum wartete in höchster Spannung und hinterher erwies sich alles als beleidigend normale Mittelmaßigkeit. Die Kritik gab ihm den Rat, sich mit den eigenen Kompositionen lieber von der Öffentlichkeit zurückzuziehen, aber er blieb standhaft. Jede neue

Enttäuschung wußte er mit freundlichen, mitleidigen Herzenspflästerchen zu stützen, jeden blutenden Seelenriß geschickt zu unterbinden. Der eine, einzige Tropfen väterlichen Erbes verlangte heiß und herrisch nach Schaffensmacht.

Sein Vater? — In diesem Augenblick sah er den Alten so deutlich vor sich, als sei es gestern gewesen und doch war der Vater bereits vor vielen Jahren im Hospital am Säuerwahn gestorben. Er sah das verbaute, grotesk häßliche, aber splendid geistreiche, urlebendige Gesicht des Alten. Faul und verlumpt war er, dieser heruntergekommene Klavierlehrer, der sich nach dem frühen Tode einer angebeteten Gattin, dem Trunke hingab. Nur seltsam seine Hände besaß er, schlanke Finger in denen eine hochbegabte Schar musikalischer, strahlender Gedanken zu träumen schien. Er hatte die wunderschönen, einsamen Hände eines Künstlerkönigs. — Zwischen Vater und Sohn herrschte eine Art Tierantagonismus. Die enge Ameisennatur des Knaben sträubte sich gegen des Vaters Bagantentum. Wenn der Sohn Hunger litt plünderte der Alte seinen Notenschatz in schmerzlichem Hohn. So wurde aus Beethovens Trauermarsch Sauerkoohl und Schumanns ewige Lieder verwandelt in Kartoffelkloße. Man mußte doch essen!

Aber wenn der Alte dann endlich satt und bei Laune war, geizig jedes Mal etwas Wunderbares. Man hätte wahrhaftig vergehen können, daß man an einer phantasielosen Kartoffeltafel saß. Bei der spielerischen, federnden Salonunterhaltung des Vaters meinte man von einer Wolke türkischer Zigaretten-dufte umgeben zu sein und hohe Weinsorten zu schlürfen. Die schlecht gearbeiteten Holzstühle, die sonst so verdrießlich nebeneinander standen, erschienen wie elegante Klubsessel und die grobschlächtrige Wasserflasche flimmerte, als sei sie irrisierend, teures Kristall.

Aber mit dem Fortgehen des Alten verschwand diese reizvolle Suggestion augenblicklich und der ranzige Duft billiger Garfküchenspeise lagerte wieder über dem besetzten, banalen Eßtisch. Dann packte den Knaben ein bleicher Zorn gegen den Vater, der doch an allem Schuld trug; an den reizenden Trugbildern von Geist und Luxus und an der trostlosen Misere der Wirklichkeit. In seinem angeborenen Familiensinn ließ der Sohn es jedoch nie an kindlichem Gehorsam fehlen.

Einmal kam eine fremde Frau mitten in die kümmerliche Armleute-Mahlzeit herein. Der Vater verglich sie mit einem Bilde von Goya. Ueber dem groben, schwarzen Haar trug sie einen Switenschleier, dämonisch brannten breite, dunkle Lippen in ihrem gepuderten Gesicht. Der Knabe konnte sie gar nicht vergessen.

Später spielte der Vater Klavier, was er sonst nie tat und der Sohn horchte gespannt auf. Im Grunde empfand er nur Grauen vor dieser, ihm ganz unverständlichen Musik. Nur Eines hatte er begriffen: daß ein Stück Einsamkeit darin lag. Und er mußte immerzu an einen Menschen denken, der verlassen im toten Walde schluchzt.

Nachdem der Vater geschlossen, trat die Fremde auf ihn zu und küßte stumm seine königlichen Hände. Alles war so seltsam gewesen: die Musik, die Menschen und der schweigende Hauch der dunkelblutigen Frauenlippen.

Tiefer und tiefer sank der Alte. Er wollte nun einmal nicht arbeiten. Gegen alles gut bürgerlich Geregeltelte hatte er einen wahren Massenhaß. Sein bißchen tägliches Brot verdiente er sich durch bequemes Modellstechen und der Sohn schämte sich grenzenlos, wenn er die schäbige Gestalt des Vaters in den Gemäldeausstellungen als „Berlumpstes Genie“ — „Bänkelsänger“ oder einfach als „Bettler“ dargestellt fand. Er nahm nun seinen ganzen Mut zusammen und machte ihm Vorstellungen, nicht Vorwürfe. Aber ihm fehlte ja jede Wärme und dem Alten hätte man mit anderen Mitteln kommen sollen, als mit pädagogischen Stülblumen.

Da sie das Schulgeld schon längst nicht mehr zahlen konnten nahm der gutherzige Gymnasiumsdirektor den eisernen fleißigen Knaben als Freischüler auf. Der Abiturient mußte sich durch sein dienstbefliehenes, immer bescheidenes Wesen so beliebt zu machen, daß man ihm seinen Vater nicht weiter nachtrug. Ja er siedelte sogar ganz in die kinderlose Familie des Direktors über. Dort entdeckte man seine musikalischen Fähigkeiten, die der Vater gewaltsam unterdrückt hatte. Nach abgeschlossnem Examen trat der Jüngling auf eigenen Wunsch ins Konservatorium ein. Als er vor seinem ersten Konzert stand, starb der Vater.

Er wunderte sich, daß er am Grabe des Alten gar nichts empfand, nicht einmal Erleichterung. Er mühte sich in seiner pflichtmäßigen Korrektheit um einige dünne Tränen. Er mußte sich ja immer so um alles bemühen und verließ das Grab des Vaters in welcher Resignation, um unmittelbar darnach ins Zentrum der Stadt zu wandern, wo er seine normal bezahlten und normal guten Klavierstunden erteilte. Könnte er nun einmal den Beamten und Lohnbedienten in sich tot schlagen? Gleich sein erstes Konzert zeigte ihm, daß dieses nicht möglich war! Sobald er die Schönwunder Anderer spielte, zollte man ihm wohlervordenen Beifall. Aber Eigenes, Ureigenes besaß er nicht. Es kam also immer nur auf elendes Wiederkäuen hinaus, auf Verhöhnungen alles freien Künstlerturns. Die göttliche Stimme der Inspiration sprach nicht in ihm. Daran krankte er und konnte doch das Komponieren nicht lassen. Der eine, vielleicht ganz kleine Tropfen väterlichen Blutes gab ihm keine Ruhe.

Mit den Jahren kam eine schreckliche Müdigkeit über ihn. Für sein eigenes Leben empfand er nicht die geringste Liebe. Und für das Leben Anderer? Um Frauen hatte er sich nie viel gekümmert und seine Schüler widerten ihn nach und nach nur an, selbst die Allerbesten. Er arbeitete mit seltener Energie. Er war ja ein Charakter. Aber er schuf nicht, denn er war kein Temperament.

Jetzt übte er Tag und Nacht an einem größeren Programm für ein Konzert in einer fremden Stadt. Er übte maschinenmäßig, schonungslos. Was machte er sich schließlich aus dem Beifall der Menge? Er war kein Erfolg. Sie beklatschten immer nur Erzeugnisse fremder Geister, die er als gutgedrillter Klaviergymnastiker abspielte, mit dem schwachen Intellekt des Akrobaten.

Einige Tage vor seiner Abreise brachte er seine Stuben in Ordnung. Es wäre ihm unmöglich gewesen, sein kleines Logis nicht in tadellosem Zustande zurückzulassen. Er gehörte zu den Menschen, die sich in keiner Lebenslage und unter keinen Umständen schlafen legen, ohne vorher die Stiefel für den kommenden Morgen gepußt zu haben. Er traute keiner Aufwärterin und arbeitete in seinen Räumen mit der nervösen Pedanterie einer Hausfrau, die am Scheuertempel leidet. Vor dem grobkartigen Schmutz malerischer Künstlerwerkstätten empfand er Widerwillen.

Diesen schrecklichen Abend lebte der Pianist Minute um Minute stöhnend in der Erinnerung durch. Er entsann sich, wie er endlich auch den alten Notenschrank des Vaters geöffnet, vor dem er immer eine große Ehen gehabt hatte und wie sein Blick dann auf ein vergilbtes Stück Papier gefallen war, das zwischen den Noten lag. Eine Komposition von des Vaters Hand! Sieh, sieh! — Sekundenlang schwankte er, dann setzte er sich mit des Vaters Schöpfung an's Klavier. Er schlug ein paar Tasten an. Das Blut stieg ihm siedeheiß ins

Gesicht. Er spielte weiter. Erst als der bleiche Herbstmorgen mit fahlen Augen ins Zimmer dämmerte, verschloß er das alte Notenblatt.

Jetzt besand er sich auf dem Podium vor dem zahlreichen Publikum der fremden Stadt. Er war in der gewohnten Weise zurechtgestutzt mit der mühseligen, gebrannten Künstlerfrisur und dem grimassierenden Zirkuslächeln nervöser Artisten, die sich vor dem Tode fürchten.

Erst spielte er seine üblichen Bravourstücke. Das Publikum, an raffiniertere Kunstreiterei gewohnt, blieb erschreckend lau, fast gar kein Applaus. Von Nummer zu Nummer erkaltete das Auditorium und der entmutigte Künstler fühlte, daß die Kritik ihn einfach abtat. Er konnte heute überhaupt nicht spielen, seine Finger gehorchten ihm gar nicht mehr. Da, als die Leute bereits zu zischen begannen, setzte er sich einmal an den Flügel. Mitleidig lächelten die Menschen ins Programm, das die eigene Komposition des Pianisten als letzte Nummer verkündete. Wie Messerschnitte empfand er die höhnische Neugier des Publikums.

Aber was war das? Während er spielte, merkte er, wie alles ringsum aufzuhorchen begann. Lautlos wurde es im Meisensaal, man hielt den Atem an. Sollte dieser verunglückte Pianist am Ende ein großer Komponist sein?

Ihm selbst unerklärlich spielte der Künstler mit einer Wärme und Freiheit, die er früher nie gekannt. Was er vortrug, das sprach zu jedem Einzelnen im Saal. Um das zu verstehen, brauchte man kein wissenschaftlich gebildeter Musiker zu sein. Nur eine Seele mußte man haben, eine heiße, nackte Menschenseele, die mitzusingen und mitzulächeln begann. Alles lag in dieser grandiosen Schöpfung: Kunst und Natur. Delikate Tongoldschmiedekunst, adlige Luxuskunst und die großen, ungezügelten Akzente des leidenschaftlichen Zukunftsmenschen, Liebe, Blut, Verbrechen, Qual, Kampf, Höhe, — und ein Stück Einsamkeit, — einsam, wie wenn ein verlassenener Mensch im sterbenden Walde schluchzt.

Als er sich endlich schwankend erhob, umbraute ihn betäubender Beifall. Für einige Minuten schloß er die Augen, so sehr überwältigte ihn das Glück seines Erfolges. Dann schloß er sich ins Künstlerzimmer geschoben und von allen Seiten umdrängt. Reporter, Kollegen, Gönner, Damen, alles gratulierte ihm, er wurde beinahe von letzteren totgeschlagen vor Begeisterung. — „Meister, das war himmlisch, und so modern dabei.“ — „Sind ja ein Staatskerl, alle Achtung.“ — „Donnerweiter, Kollege, das hätte ich Ihnen nie zugehört nach dem Ritsch vorhin.“ — Jemand ersuchte ihn um seinen Lebenslauf, man nahm Daten auf, morgen käme sein Bild in alle größeren Blätter. Er war mit einem Mal eine Berühmtheit geworden durch diese eine Tondichtung!

Schweißgebadet strich er die kokette Künstlerlocke aus der qualdurchfürchten Stirn. Ihm ekelte vor seinen maskenhaften Halschustigkeiten. Weg mit der Lüge! Gerade der heutige Erfolg bewies ihm, wie wenig er im Grunde konnte. Aus dem Vater, dem sie heute Weihrauch geopfert und Palmen gestreut, aus dem wäre vielleicht etwas ganz Großes, Ungewaltiges geworden, wenn der Sohn ihn in liebevollem Verstehen geleitet hätte. Aber ihm fehlte ja die Liebe zum Vater, er tat immer bloß seine kalte Pflicht am Alten.

Wie sein hatte er das Publikum heute betrogen mit der genialen Schöpfung des Vaters! Die Erwartungen der gesamten Kunstwelt waren nun aufs Äußerste gespannt. Da der Alte aber keine weiteren Kompositionen zum Nusshenten hinterließ, sah die ganze Geschichte recht böse aus, und der erste Erfolg mußte notwendig der letzte bleiben. Darin lag die kluge, grausame Rache des Vaters.

Ah, sterben, Schluß machen! Er hatte seine Ehre als Mensch und Künstler mit Füßen getreten und sah nun keinen anderen Ausweg als den Tod. Vaters Lied war ein Schwanenlied.

Als vorsichtiger Mann hielt er stets einen geladenen Revolver in der Schublade seines Bettisches. Ohne mit den Wimpern zu zucken griff er nach der Waffe. Er war ja ein Charakter.

Während er das Eisen an die heiße Schläfe drückte, sah er noch einmal den Alten vor sich, schamlos deutlich, mit Händen zu greifen. Ihm schien, als könne er zum ersten Mal in des Vaters Seele tief, tief hineinblicken, als stände sie neben ihm.

Er schoß.

Niemand ahnte, daß der beifallumrauschte Künstler zu dieser Stunde vollkommen einsam ins Dunkel ging. Nur die stürmische Herbstnacht draußen wand ihm aus frankem Blättern den Totenkranz.

